
Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 11 (1983)

DOI: 10.11588/fr.1983.0.51401

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Friedrich SENGLE, Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Bd. III: Die Dichter, Stuttgart (J. B. Metzler) 1980, XVI–1162 S.

Friedrich Sengles nicht nur von der Fachwelt, sondern auch von ihm selbst als »Lebenswerk« bezeichnete literarhistorische Epochendarstellung ›Biedermeierzeit‹ zu rezensieren, ist ein vermessen, schier aussichtsloses Unternehmen, zumal für einen Jüngeren. Zu übermächtig ist die Spannweite des hier angesammelten und von der Erfahrung eines Forscherlebens verarbeiteten Wissens, zu sehr zu kluger Selbstbescheidung mahnend der einmalige, von einem einzelnen Individuum erworbene Überblick über die Literatur einer Zeit. Daß Sengle in unseren Tagen kaum einen Rezensenten finden wird, der sich auf eine ebenbürtige »Höhe des Gedankens« aufzuschwingen vermag, ist ein bedeutsames Zeichen für die Entwicklung und Situation der Neugermanistik, in der sich nur noch Arbeitsgruppen und Kollektive an die Literaturgeschichte schreiben wagen, zumal auch die Verlage sich nicht mehr an langfristige Großprojekte binden mögen.

Kollektiv-Rezensionen jedoch haben bislang – und wohl zu Recht – keinen Eingang in die Geisteswissenschaften gefunden, da sie dem liberalen Öffentlichkeitsmodell widersprechen und vermutlich auch alsbald zu unproduktivem, unverstellt parteipolitischem Meinungsschlagabtausch führen würden. So bleibt dem Kritiker nur die mehrfache Selbstbeschränkung auf einzelne Aspekte von Sengles Werk, obwohl damit klar ist, daß das grundlegende strukturelle Charakteristikum der ›Biedermeierzeit‹, die umfassende Gesamtdarstellung, verfehlt wird.

Dies gilt nicht nur von den beiden ersten, systematischen Bänden der ›Biedermeierzeit‹ (›Allgemeine Voraussetzungen, Richtungen, Darstellungsmittel«, 1971; ›Formenwelt«, 1972), sondern paradoxerweise auch von dem zuletzt erschienenen abschließenden dritten Band ›Die Dichter«, der eine Reihe von fünfzehn Einzelstudien der von Sengle hierfür bewußt wertend ausgewählten bedeutendsten literarischen Figuren der Biedermeierzeit enthält. Denn diese fünfzehn Kapitel sind zwar jeweils in sich geschlossen; doch sie weisen eine Fülle von Querverbindungen auf und spiegeln darüber hinaus das ganze Spektrum der deutschen Literatur zwischen 1815 und 1848, so daß sich auch innerhalb der scheinbar autonomen Einzeldarstellungen das Problem der Epochenkompetenz fortwährend stellt und die moderne, in einzelne Dichterphilologien aufgesplitterte Neugermanistik in ihrer Spezialisierungsverengung dauernd in Frage gestellt wird.

All dem zum Trotz will ich im folgenden versuchen, zu Sengles Heinebild, in erster Linie zu seinen *historischen*, dann aber auch zu einigen *philologischen* Aspekten, Stellung zu nehmen, dabei auch Sengles »Bitte« im Gedächtnis, »daß sich nur solche Germanisten zur Rezension berufen fühlen, die mehr als einen der fünfzehn Dichter kennen« (S. VI). Aber was heißt »berufen fühlen« und was »kennen«?

Sengle geht davon aus, daß die Isolierung der Dichterphilologien im Falle Heine besonders verhängnisvolle Auswirkungen habe: Da man beharrlich von dem Epochenhintergrund absehe, sei die Forschung von einem »auch nur halbwegs einheitlichen Heinebild« weit entfernt (S. 468). Statt den Dichter als eine historische Erscheinung zu erfassen, tausche man seit 100 Jahren und quasi-rituell dieselben Argumente aus. In diesem Sinn wird die moderne Heinephilologie für Sengle über weite Strecken zum Symptom eines wissenschaftsgeschichtlichen Rückschritts. Damit wird auch die polemische Stoßrichtung von Sengles Arbeit, die das Gesamtwerk beherrscht, aber an dem Heine-Kapitel besonders hervortritt, klar: gegen »parteilich« aktualisierende Verwertung der Literatur oder, positiv ausgedrückt, für eine empirische Wissenschaft, die den Anspruch auf historische Wahrheitsfindung, bei aller Einsicht in die Zeitgebundenheit jeglicher menschlichen Tätigkeit, nicht aufgibt.

Heine historisch erfassen heißt mit Recht für Sengle zunächst auf die epochenspezifische

weltschmerzliche Konstante in seinem Werk verweisen, die auch eine latente Bindung an ganzheitlich-religiöse oder universalistisch-humanistische Vorstellungen impliziere. Von dieser Warte aus wird nicht nur Heines je nachdem pathetische oder (häufiger) ironische Weltklage verständlich, sondern auch sein lebenslanges Interesse für die Religionskritik oder, wenn man so will, sein ontologisch-existenzialistischer Ansatz, der immer, über alle Verstrickung in noch so wichtige und vollen Einsatz erfordernde Details hinweg, aufs »große Ganze« zielt. Heine historisch sehen, heißt des weiteren, wie übrigens auch bei Büchner, auf die irrationalistische Empfindsamkeitstradition verweisen, die Heine zeitlebens an Zentralbegriffen wie »Herz«, »Gemüt« und »Begeisterung« festhalten ließ und die in einer tieferen Schicht, ähnlich wie die Weltklage, ja durchaus auch Ironie, Spott u. dgl. einschließt, dann zum Beispiel, wenn sie sich gegen falsche oder unechte Sentimentalität jeder Art wendet. Das bedeutet keineswegs, daß Heine zum antiaufklärerischen Schwärmer stilisiert wird, sondern erklärt lediglich in Heine einen Grundzug der spätaufklärerischen Epoche, die sich mit der Romantik auseinandergesetzt und immer noch auseinanderzusetzen hat.

Als Dichter der Biedermeierzeit, die ja nach Sengle vielfach einen Rückgriff auf das vorrevolutionäre 18. Jh. darstellt, knüpft Heine für Sengle in besonderem Maße an das Rokoko an, nicht nur in der bewußten Meisterschaft und Eleganz seines Stils, sondern auch als Gesellschaftskritiker. Nebenbei bemerkt war ja die Klassifizierung »Rokoko« einer der Haupteinwände, die Kritiker wie Börne gegen Heine vorbrachten. Von daher zieht Sengle mit gutem Grund den Begriff eines »Gesellschaftsdichters« dem des politischen Schriftstellers vor, der historisch gesehen zugegebenermaßen eine Verengung des Blickwinkels bedeutet. Stilgeschichtlich betont Sengle die Rhetoriktradition, die bei Heine zwar vielfach ironisiert, darum aber nicht minder präsent sei. Auch in dieser Hinsicht gehört Heine eindeutig zu den vorrealistischen Schriftstellern, was freilich einen (ebenfalls zeittypischen) Detailrealismus insbesondere im Spätwerk nicht ausschließt. Rhetorisch ist Heine für Sengle nicht nur in Satzbau und Konstruktion, sondern auch in der allgemeinen Verpflichtung auf eine systematische Organisation sprachkünstlerischer Äußerungen. Denn auch in der von Heine geradezu systematisch praktizierten Stilmischung wirkt die Theorie der Stile und Töne stark fort.

Zu Heines auch heute noch so umstrittener politischer Stellung bemerkt Sengle richtig, es sei etwas in Heine gewesen, das ihn das »Handeln der Parteimenschen nicht ganz ernst nehmen ließ« (S. 473). Solange der »Streit um Heine« in parteipolitischen Bahnen verläuft, muß er darum einen wesentlichen Grundzug Heines verfehlen und in den bekannten Legitimations- und Identifikationsbahnen verbleiben. Der Abstand Heines zum bürgerlichen Liberalismus des 19. Jhs. – auch darin ist Sengle zuzustimmen – war gewiß erheblich, größer zumal als der zum Sozialismus. Was diesen letzteren anlangt, so zitiert Sengle im großen und ganzen zustimmend das Urteil eines Vertreters der von ihm ansonsten heftig bekämpften DDR-Forschung: »Heine hatte sich nach seiner frühen Abkehr vom bürgerlichen Liberalismus in den vierziger Jahren wohl zur politischen Anerkennung des Kommunismus emporgearbeitet, gelangte aber über diese Anerkennung, die optimistische Zustimmung und skeptizistische Distanzierung gleichermaßen einschloß, nicht hinaus« (Fritz Mende, 1971, zitiert S. 491). Heines Nähe zum Sozialismus ist für Sengle vor allem in seinem Antikapitalismus, ja teilweise in einem gewissen Neoaristokratismus begründet. Entscheidend bleibt ihm jedoch letztlich ein universalistischer, der Aufklärungstradition verpflichteter Humanismus, der den Dichter und Publizisten mehr als ein etwaiger Künstleraristokratismus dem Sozialismus bzw. einer sozialistisch orientierten jakobinischen Republik mißtrauen ließ. Diesen Humanismus bringt Sengle auch gegen die umstrittene religiöse Wende des späten Heine ins Spiel, aus der ja die »organisierten Religionen, der geistige Hort der politischen Restauration«, ausgeschlossen blieben. »Das ist das, was in sozialer und politischer Hinsicht das Entscheidende ist« (S. 492).

Das Bild vom unsystematischen, okkasionalistischen Kritiker Heine läßt Sengle eine Systematisierung von Heines Weltbild und insbesondere ein Heranrücken an die Junghegelia-

ner fragwürdig erscheinen. Dabei beruft er sich u. a. auf eine Äußerung des späten Heine, der in seinem angeblichen Widerruf des Hegelianismus erklärte: »Ich war nie abstrakter Denker«. Mit dieser (negativen) Selbstdefinition Heines verbindet Sengle die Feststellung, man stoße bei dem Versuch einer Definition von Heines Denken »überall... auf eine logisch nicht bewältigte Widersprüchlichkeit« (S. 545). Zudem argumentiert er stilgeschichtlich, daß Heines rhetorische Sprache von junghegelianischen Stilvorstellungen meilenweit entfernt sei. Demgegenüber bleibt jedoch festzustellen, daß Heine historisch einer der ersten war, der die *Herausforderung* des Hegelianismus an die soziale, politische und religiöse Wirklichkeit verstand und sich ihr zu stellen versuchte. Bezeichnenderweise tat er dies zunächst als Jude im Berliner »Culturverein«, d. h. dort, wo das Problem für ihn am ehesten eine Art existenzieller »Erdung« besaß. Auch sein Geschichtsverständnis blieb, selbst über den Bruch von 1848 hinaus, im wesentlichen hegelianisch bestimmt, insofern die »höhere Vernunft« der Maßstab aller Dinge blieb und die Hoffnung auf einen dialektisch sich vollziehenden Fortschritt der Geschichte auf mehr menschliches Glück hin nicht verstummte. Die ideologische Verhärtung des Hegelianismus freilich sowie sein aufs Grandiose zielender idealistisch-intellektueller Anspruch und sein Formalismus blieben Heine zeitlebens ein Anlaß zu satirisch-parodistischer Kritik, zumal nach dem Zusammenbruch der Hoffnungen auf eine »vernünftige« Revolution nach 1848/49.

Etwas problematisch – oder zumindest weiterer Nachforschung bedürftig – erscheint mir auch, daß Sengle, ähnlich wie in Großteil der DDR-Forschung, aber mit anderen Argumenten, Heine sehr nahe an die »Tendenzdichter« des Vormärz heranrückt und nur graduelle Unterschiede zwischen diesen Spielarten »rhetorischer Dichtung« zuläßt (S. 561f.). Der Zyklus der *Zeitgedichte* (1844) verstellt allzu leicht den Blick darauf, daß Gedichte wie »Karl I.«, »An die Jungen«, »Schelm von Bergen« usw., d. h. eine ganze Reihe der in den »Historien des Romanzero« zusammengefaßten lyrischen Produktionen, schon zwischen 1844 und 1846/47 entstanden sind und daß mithin Heines »Zeitdichtung« in weiterem Sinne eine historische Dimension und ein Geschichtsbewußtsein besitzt, die den meisten Vormärzdichtern doch abgehen.

Nebenbei seien einige kleine, punktuelle Irrtümer berichtigt: »Atta Troll« war wohl zunächst für Cottas »Morgenblatt« geschrieben, erschien aber in Laubes »Zeitung für die elegante Welt«; die kritischen Töne im Porträt Louis Blancs (Lutezia, Artikel XXV) stammen fast ausschließlich nicht aus dem Jahr 1840, sondern aus der Überarbeitungsphase 1854, haben also die Erfahrungen des Jahres 1848 mitverarbeitet; und daß Heine bzw. seine Witwe große Teile eines Memoirenmanuskriptes an die Familie Salomon Heines ausgeliefert haben, muß heute mehr als bezweifelt werden.

Trotz oder gerade vielleicht wegen seines Anspruchs auf historische Wahrheitsfindung ist Sengles Darstellung vielfach polemisch, zumal gegen das, was er »kommunistische Schulung« nennt. Noch mehr jedoch als die marxistische Vereinnahmung irritieren ihn die »vollakademischen Heineverehrer« aus der Bundesrepublik. Es ist sicher richtig, gerade im Sinne Heines vor einem unkritischen Heinekult zu warnen. Auf der anderen Seite weiß Sengle jedoch als Historiker, daß es in der Natur dieser Heine-Renaissance als einer Pendelbewegung liegt, wieder umzuschlagen, und daß darum zumindest die eine Seite seiner Polemik bald an Aktualität einbüßen wird (schon in den letzten Jahren zeichnet sich dies deutlich ab). Wie es mit der anderen, der gegen die »Verwertungswissenschaft«, bestellt ist, so erscheint mir gerade hier ein bißchen mehr »historischer« Abstand vonnöten. Gewiß hat die aus der »Studentenrevolution« hervorgegangene Generation ihre Entdeckung, daß auch sich »objektiv« und wertneutral gebende Wissenschaft in einen sozialen Prozeß eingebunden ist, vielfach naiv in eine bewußte »Parteinahme« übergeführt und dabei die selbstkritische Besinnung allzu eilig über Bord geworfen. Doch müßte gerade dem Historiker der Restauration und dem Verfechter einer Sozialgeschichte der Literatur klar sein, daß die notwendig auf der Gegenseite ansetzende Kritik einer herrschenden Position immer dazu tendiert, die ideologische Verhärtung dieser Gegen-

seite zu übernehmen und quasi negativ abzubilden. Dabei wird außerdem die erkenntnistheoretische Hinterfragung der eigenen Position zunächst regelmäßig zurückgestellt. Inzwischen haben sich jedoch die Verhältnisse zumindest insofern wieder »normalisiert«, als der Streit um Heine, solange er dogmatisch-parteilich geführt wird, die akademische Jugend kaum noch interessiert. Was hingegen geblieben ist – und darin dürfte alles in allem doch ein wissenschaftsgeschichtlicher Fortschritt zu sehen sein –, ist die Erkenntnis der *problematischen Aspekte* von Heines Position als eines sensiblen, von Selbstironie (gerade was die Problematik seines Engagements für das »Volk« betrifft, vgl. Sengles Zitat über das Verhältnis zu Weitling, S. 543 f.) nicht freien Opponenten der Restauration, dessen »wichtigste Funktion«, wie Sengle selbst bemerkt, »vielleicht das Ärgernisgeben ist« (S. 591). Dem wäre noch hinzuzusetzen, daß damit nicht so sehr der letztlich systemerhaltende weil ideologischen Überdruck kompensierende Aspekt des »Narren« und Spaßmachers gemeint ist, sondern eher das Ärgernis gebende und gerade dadurch befreiende Lachen gegenüber jeder Art von ideologischer Verhärtung und Narzißmus. Mit solcher Feststellung verlassen wir freilich den Rahmen literarhistorischer Kritik; doch scheint mir gerade darin ein wesentliches Verdienst von Sengles literarhistorischer Arbeit zu liegen, solche Grenzüberschreitungen gewissermaßen permanent zu provozieren.

Michael WERNER, Paris

Walter GRAB, Heinrich Heine als politischer Dichter, Heidelberg (Quelle & Meyer) 1982, 202 S.

Der Tel Aviver Historiker Walter Grab, auch über die Grenzen seines Fachgebiets bekannt als Jakobinerforscher und Vormärzspezialist, tritt mit einem Heine-Buch an die Öffentlichkeit, das aus mehrfachen Gründen unser Interesse beansprucht. Zum einen hat die in sich immer noch so zerstrittene Heine-Philologie von fachfremden Einblicken in ihr Revier grundsätzlich eher zu gewinnen als Schaden zu nehmen; zum anderen ist Walter Grab nicht nur ein glänzender Rezitator, sondern auch ein ausgezeichnete Kenner von Heine-Texten, mit denen er, in der besten Tradition deutsch-jüdischer Kultursymbiose, gewissermaßen häuslichen Umgang pflegt; und schließlich zielt sein Buch, wie von einem Vormärz-Historiker nicht anders zu erwarten, ins Zentrum der Debatte um den politischen Heine.

Walter Grab weist nach, daß sich Heines politische Auffassung aus vier Traditionen speist: dem Bonapartismus (der ersten Observanz, versteht sich), Hegels Geschichtsphilosophie, dem Saint-Simonismus und – dies ein Novum für die Heine-Forschung – dem Jakobinismus, den Heine laut Grab als Kampfbündnis radikaler bürgerlicher Demokraten mit den plebejischen Volksmassen verstand, bei dem die intellektuellen Wortführer des Bürgertums ihre Führungsrolle auch gegen den politischen Selbstvertretungsanspruch der »Sansculotten« verteidigten. Auf diese Weise kann Grab eine Reihe von bisher vielfach als widersprüchlich bezeichneten Positionen in Heines politischem Denken auf einen logischen Nenner bringen, namentlich das Beharren auf demokratischen Grundsätzen und die gleichzeitige Angst vor der Machtergreifung durch die ungebildeten sozialen Unterschichten.

Im zweiten Teil des Buches werden diese Grundtendenzen anhand von Heines politischer Dichtung aufgeklärt, mit jeweiligem Bezug auf die historische Aktualität. Dabei greift Grab insbesondere auf »Deutschland«, »Ein Wintermärchen«, die »Zeitgedichte« und die Lyrik der Revolutionsjahre 1848/49 zurück. Biographisch betont er die Begegnung mit dem jungen Lassalle, in dem Heine ja eine Zeitlang den »Messias unseres Jahrhunderts« erblickte, bevor die Hatzfeld-Affaire das ungleiche Paar entzweite. Damit weist er zugleich auf eine laizisierte messianische Tradition in Heines politisch-persönlicher Welt hin, die bislang zu wenig gesehen wurde.